



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Caritasblüten aus der Mission 1929**

6 (1929)

---

# Caritasblüten

Nr. 6

Juni

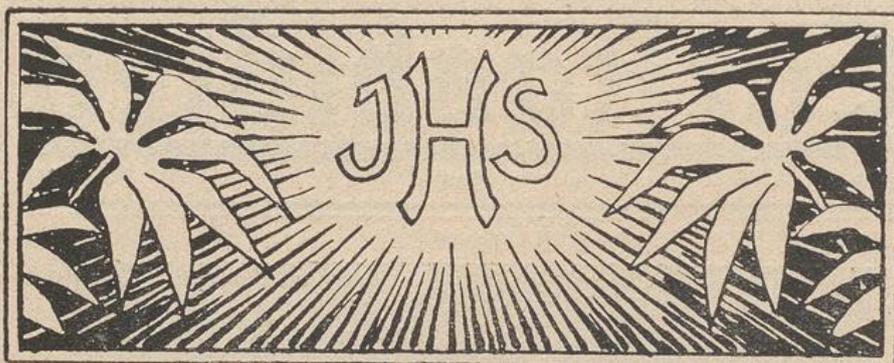
1929



RACKE PINXIT

BK

Ein Königshertz ist Jesu Hertz, wie keines edler schlägt,  
Die Liebe ist sein Prachtgewand, die Lieb' das Zepter trägt.  
In Liebe schlägt es immerfort dies treue Königshertz;  
Es fühlt und stillt erbarmungsvoll der Seinen Leid und Schmerz.  
M. B.



### Herz-Jesu-Weihe in Kombo, Ostafrika

**U**nser Mission sollte durch die Familienweihe ganz unter den Schutz des göttlichen Herzens Jesu gestellt werden. Weil uns aber für diesen Zweck die notwendige Statue fehlte, wandte sich Pater Superior mit diesem Anliegen an Frau Gräfin von Falkenhayn, Leiterin der Peter-Claver-Sodalität. Bald erfuhren wir nun, daß unsere Bitte, dank der Hilfe guter Wohltäter, gewährt wurde. Wie groß war nun unsere Freude, als eines Tages eine schöne Herz-Jesu-Statue ankam. Nahe bei der Kirche war ein passender Platz gefunden, wo nun gleich mit dem Bau des Sockels begonnen wurde, und zwei Tage vor dem Herz-Jesu-Fest, dem Tage der Einweihung, wurde das Standbild aufgestellt. Unterdessen trachteten die Christen, auch ihre Herzen für das Fest vorzubereiten. Es wurde ein Triduum gehalten, wobei den Gläubigen der Ursprung, Zweck und Segen der Herz-Jesu-Andacht erklärt wurde. Trotzdem es Erntezeit war und die Leute den ganzen Tag auf dem Felde beschäftigt waren, erschienen doch die meisten an jedem der drei Tage in der Kirche.

Der Festtag kam, und das Gotteshaus war bis auf den letzten Platz angefüllt. Viele mußten mit ihrem Plätzchen vor der Türe vorlieb nehmen. Nicht bloß Christen, sondern auch Heiden waren anwesend, wengleich letztere nicht viel Verständnis für diese erhabene Feier hatten. Hoffen wir, daß auch in ihre Herzen ein Strahl der Gnade gefallen ist, deren Wirkungen man früher oder später sehen wird. Wohl noch nie erschallten die Lieder mit solcher Inbrunst wie heute, und als das Glöcklein am Altar die Gläubigen zum Tische des Herrn lud, da waren es wenige, die dieser Einladung nicht folgten. Während in der Kirche alles in Andacht versunken war, wehte draußen ein heftiger Wind; ein großer Teil der Bäumchen und Palmen, die wir zum Schmucke der Statue hingestellt hatten, waren

umgefallen, und nur wenige konnten wir in sichere Stellung bringen. Es war, als wollte der göttliche Heiland keinen Schmuck von Pflanzen, sondern von treuen Menschenherzen, die kein Sturm zu Falle bringen kann.

In schön geordneter Prozession zogen alle mit Kreuz und Fahne ins Freie. In derselben Ordnung, in der sie gekommen waren, stellten sie sich in einem Viereck auf, so daß das Standbild von Betern umrahmt war. Zu beiden Seiten desselben knieten weißgekleidete Mädchen, Lilien haltend, gleich Engeln, ihrem Gott Huldigungen darbringend. So hatten sie sich alle um Ihn geschart, wie die Schafe um ihren guten Hirten, Kinder um ihren treusorgenden Vater, des Segens harrend, den Er ihnen für diese Stunde vorbehalten hatte. Nun nahm der Hochwürdigste Herr Bischof die Weihe der Statue vor und schloß einen Vortrag an, in welchem er dem Volke nahelegte, was das heilige Herz Jesu für uns getan, welche Liebe es zu uns trägt und daß wir ihm Dank schuldig sind. Er stellte ihnen die Märtyrer von Uganda vor, die mit Freuden ihr Blut für ihren Erlöser vergossen, während viele Christen unserer Mission in den Wirren des Krieges vom Glauben abfielen, oder ihre Pflichten vernachlässigten. Darauf wurden sie zu größerer Treue angespornt, um ihre frühern Verfehlungen wieder gutzumachen, und auch ihre Brüder, die noch nicht ins Vaterhaus zurückgekehrt sind, durch Gebet und gutes Beispiel auf den rechten Pfad zu bringen. Alle schienen sehr ergriffen zu sein, regungslos standen sie mit gefalteten Händen da, den Worten ihres Oberhirten lauschend, und in manchem Herzen wird wohl ein guter Vorsatz Wurzel gefaßt haben. Pater Superior nahm nun die Weihe der ganzen Mission an das heiligste Herz Jesu vor. Mit lauter Stimme und voll Innigkeit betete das Volk die Weihegebete nach, es war sicher ein Gebet, das durch die Wolken drang, zum Herzen Gottes. Mit Liebe wird wohl das Mutterauge unseres göttlichen Erlösers auf die hier Versammelten niedergeschaut haben, und welche Fülle von Gnaden wird in dieser feierlichen Stunde aus dem heiligen Herzen Jesu auf sie niedergeströmt sein. Sie, die einst Sklaven des finstern Heidentums waren, brachten heute ihrem Heiland und Erretter öffentlich ihre Hingabe dar. So feiert der König der Könige Seinen Triumph im Heidenland.

Nach der Feier blieben noch die meisten vor dem Bilde knien, um da noch in der Stille ihres Herzens ihren Dank abzustatten. Dann entfernt sich einer nach dem andern, den Herz-Jesu-Segen heimtragend. Bald ist der Platz leer, der Wind hatte auch noch den wenigen Schmuck von Palmen zu Boden geworfen; nur das Herz-Jesu-Bild ragt empor zum azurblauen Himmel, als ein Denkmal und Wahrzeichen des Bundes, den heute das Gottesherz mit seinen Kindern schloß. Es ist, als lade es alle

ein, zu Ihm zu kommen und von seinen Gnadenschätzen zu empfangen; kein Christ geht vorüber, ohne stehen zu bleiben und ein kurzes Gebet zu verrichten. Schw. M. Osmunda C. P. S.

2

## Ein schöner Ostertag im Herz-Jesu-Heim

**I**n herrlicher Ostermorgen! Der azurblaue Himmel die herrlich gefiederten Vögel, die duftenden Blümchen, die grünen Felder und Wiesen; aber noch viel schöner war es in den Seelen unserer Kinder, von denen elf glückliche „Boards“ zum ersten Male dem Tische des Herrn sich nahen durften.

Wie lange schon war dieser Tag erwartet! Wie lange klopfen die kleinen Herzchen bei dem Gedenken: „Wird auch der Pater Missionar von Mariathal mich aufnehmen? Werde ich meine Prüfung im Religionsunterricht bestehen? — Wirklich wurden drei zurückgestellt, die trotz ihres guten Willens und ihres heißen Verlangens nach der heiligen Kommunion die Fragen nicht genügend beantworten konnten. Da gab es betäubte Gesichtchen! Da flossen heimlich die Tränen! — Doch eine Hoffnung ließ ihnen Pater Ignatius noch: Er versprach, nach einiger Zeit sie nochmals zu prüfen und wenn sie dann gut antworten können, sie ihren glücklichen Schulgenossen beizuzählen. Jetzt wurde aber Katechismus gelernt (alles natürlich in Englisch, was einigen dieser armen Kinder sehr schwer fiel, da sie noch in den Unterklassen waren). Aber wo ein Wille, da ist ein Weg! und diesen Weg fanden die Kinder. Die sonst so sehr geliebte Spielzeit wurde fast ganz geopfert; ein Kind fragte das andere im Katechismus aus; auch wurden die Fragen des Missionars gründlich durchgenommen. Ich hatte wenig Arbeit mehr mit dem kleinen fleißigen Völkchen; kurz, als der gestrenge Pater Ignatius wiederkam, kamen alle drei gut durch. Gott sei Dank! Da hätten Sie die Freude sehen sollen! Wie da die dunklen Augen strahlten, und die Herzchen höher schlugen vor seliger Freude! Eifrig bereiteten sie sich nun alle vor, um dem lieben Heiland ein reines Tempelchen zu bereiten. Täglich wurde der Kreuzweg gebetet, und es war rührend, zu sehen, wie die Kinder, oft ganz kleine darunter, zwischen den Schwestern hin- und schlüpfend, von Station zu Station gingen und andächtig die Kreuzwegbilder betrachteten. Gewiß hat der liebe Heiland auf den guten Willen dieser armen Kinder gesehen und sich an ihrer Andacht sehr erfreut.

Endlich nahte der heißersehnte Oster Sonntag. Kaum konnten die Kinder den Morgen erwarten, und mehrere sagten mir, daß sie kaum geschlafen haben vor freudiger Erregung. Still und

gesammelt wurden die nächsten Vorbereitungen getroffen. —  
Friede und selige Freude strahlten von der reinen Stirne dieser  
unschuldigen Kinder, von denen zwei am vorhergehenden heiligen  
Karfreitag in unsere heilige Kirche aufgenommen



Kronleuchtnamsprozession in Südafrika.

wurden und sicher dem lieben Heiland im schönen Gewande  
der Taufschuld entgegenkamen. Wie wird das heiligste Herz  
Jesu sich gefreut haben, in den Herzen dieser Kleinen Wohnung  
zu nehmen!

Nun war die kleine Gruppe bereit. Zwei und zwei waren sie an der Klosterpforte aufgestellt. Jetzt kam der Priester, sie abzuholen. Langsam, in schöner Ordnung, unbekümmert um die vielen Zuschauer (selbst die Eltern und Verwandten, von denen einige zum Feste aus weiter Ferne gekommen, wurden nicht beachtet) folgten die Kinder in stiller Sammlung dem Priester in die schön geschmückte Kapelle, während die übrigen Schulkinder singend dem kleinen Zuge folgten. Zwei kleine weißgekleidete Engelchen begleiteten die Erstkommunikanten.

Jetzt ertönte die Orgel, und die Sänger taten ihr möglichstes, um die Feier zu verschönern. Die heilige Handlung nahm ihren Anfang. Lauter klopfen die Herzen der Kinder, je näher es zur heiligen Wandlung kam. Die Kommuniongebete wurden laut verrichtet und mit klarer Stimme von ihnen nachgebetet. Endlich erscholl das „Domine non sum dignus — O Herr, ich bin nicht würdig“, des Priesters, und die Kinder schritten vor zur Kommunionbank in zwei Gruppen, jede von einem Engelchen geführt. Den Eindruck, den dies auf mich machte, werde ich wohl nie vergessen. Mit schön gefalteten Händen, die Augen niedergeschlagen, in tiefer Sammlung, mußte jedes Kind sein Plätzchen zu finden. O Jesu, komm! komm in mein Herz! Komm, ich verlange nach dir! wird wohl das heiße Gebet eines jeden gewesen sein. Und der liebe Heiland ließ sich das nicht zweimal sagen. Er kam zu jedem einzelnen Kinde mit großem Verlangen, es glücklich zu machen. In derselben schönen Ordnung wie sie gekommen, gingen sie wieder zurück. Die Engelchen, Kinder von ungefähr sieben Jahren, erfüllten ihre Aufgabe meisterhaft. Nun hatten die Kinder, was sie so heiß verlangten. Der liebe Jesus war zu ihnen gekommen und ruhte in ihren reinen Herzen. Wie glücklich waren sie! Unbeweglich knieten sie da. Wohl viel mußten sie dem lieben Heiland zu sagen gehabt haben, denn von manchem Kinde ging Vater oder Mutter noch auf Irrwegen, weilte ferne vom lieben Gott, und war ein Fremdling seinem heiligen Herzen. Für diese mußte besonders gebetet werden, damit auch sie das Heil finden möchten in unserer heiligen Kirche, oder, wenn sie von ihr gewichen, doch bald, bald wieder zurückkehren möchten, da ja außerhalb der heiligen katholischen Kirche keine Seligkeit zu finden ist. Aber auch für ihre Schulgenossen wollten sie beten, von denen noch viele Andersgläubige sind, damit auch sie einmal an ihrem Glücke teilnehmen dürfen. Nicht zuletzt wollten sie auch der Schwestern gedenken, denen sie ja so viel verdanken, besonders ihrer guten Mutter Rosa (Mother Rose, wie die Kinder Schwester Oberin gewöhnlich nennen), die sich ihrer stets mit so viel mütterlicher Liebe angenommen hatte.

Nach der Seelenstärkung mußte natürlich auch an die des Leibes gedacht werden. Lange mußten die armen Kinder

nüchtern bleiben, jedoch ihre Herzen waren ja jetzt zu jedem Opfer bereit. Mutter Rosa hatte gut gesorgt, daß auch die so wichtige Magenfrage nichts zu wünschen übrig ließ, sondern voll und ganz befriedigt wurde. Unsere fleißige Köchin, Schwester Beda, hätte sich das nicht nachreden lassen, daß sie die Kinder an einem so denkwürdigen Tag zu kurz kommen ließ! Die zum Feste gekommenen Verwandten durften mit den Kindern speisen. Alle waren froh, vergnügt und zufrieden.

Am Nachmittag ging die ganze Kinderschar wieder in die Kapelle, um vor dem ausgesetzten hochwürdigsten Gut nochmal innig zu danken für die große Gnade, die heute elf Glücklichen aus ihrer Mitte zuteil geworden. Auch einige der Eltern wohnten der Andacht bei. Es wurden noch einige Dank-  
sagungsgebete nach der heiligen Kommunion verrichtet, wobei die Kinder abwechselnd schöne Sakramentslieder sangen.

So verfloß der schöne Ostertag, unvergeßlich den Herzen der Kinder, aber auch noch unvergeßlich mir selbst. Ich weiß nicht, wer glücklicher war, die Kinder oder ich! Es waren meine Erstlinge unter den halbweißen Kindern! Unsere Schule ist noch sehr klein. Mit Kostgängern und TagesSchülern zählte sie damals nur 42 Kinder, darunter waren nur wenig Katholiken. Von den 25 Boarders (Kostgängern), die wir hatten, waren es nur sechs, die schon zur heiligen Kommunion gingen, die andern, mit Ausnahme von Greisen, waren Nichtkatholiken. Nun traten, kurz nacheinander, acht in unsere heilige Kirche über; und als nun die oben erwähnten Kinder die erste heilige Kommunion empfangen durften, hatten wir 17 anstatt 6, die dem Tische des Herrn nahen. Es war eine wahre Seelenfreude, zu sehen, wie jetzt eine ganz hübsche Anzahl Kinder, täglich, kann ich sagen, den lieben Heiland empfing. Nicht leicht wollte eines zurückbleiben, vielmehr spornte eines das andere an. Und bis jetzt haben sie ausgehalten und haben täglich, mit seltenen Ausnahmen, den Heiland im Sakramente seiner Liebe empfangen. Helfen Sie uns bitte, beten, daß diese guten Kinder in ihrem Eifer beharren, und viele Gnaden auf sich und ihre Verwandten herabziehen, damit das kommende Geschlecht dieser armen Halbweißen ein besseres werde und treu seine Christenpflichten erfüllen möge, denn leider sieht es oft sehr traurig bei ihnen aus in bezug auf Religion und ihren heiligen Glauben.

Schw. Udatrika.

**Mein Herz, was schlägst du gleich so bange,  
Wenn dir der Vater Trübsal schickt?  
Sei ruhig, Herz, es währt nicht lange:  
Bald endet alles, was dich drückt.**

## Mantaule (Ost-Afrika)

**S**ie war einer unserer ersten Freunde, die wir hier in Kombo kennenlernten, eine kleine, hagere Gestalt, eingehüllt in ein zerrissenes Tuch. Der Kopf war ungewöhnlich großer Form, unter der breiten Stirn schauten ein paar große Augen ernst in die Welt hinein. Ja, Mantaule war sehr ernst. Man sah ihn fast nie lachen, was doch dem Wadshagastamm so eigen ist. Man meint auf den ersten Blick einen Weltweisen vor sich zu haben; doch merkte man bald, daß es hinter der Denkerstirne nicht stimmt. Seit unserer Ankunft in der Mission war Mantaule täglich unser Gast. Jeden Tag nämlich hatte er eine andere Krankheit und bedurfte einer andern „Dawa“ (Medizin). Bald wurde auch seine Mutter schwer krank. Nun mußten wir auch seinen Wohnsitz aufsuchen und der Kranken behilflich sein. Da es Sonntag war, gingen wir zu dreien dorthin. Der Weg führte uns meistens über Steingeröll und durch Dornestrüpp. Mantaule kam uns schon entgegen und, nachdem wir eine halbe Stunde unterwegs waren, fanden wir einen schönen, frisch gemachten Weg. Stolz erklärte uns unser Begleiter, daß dieser sein Eigentum sei. Wir kamen durch ein Bananensfeld, in dessen Mitte eine Hütte stand. Alles war sauber gefegt. Im Innern der kleinen Wohnung stand ein großer Strauß Feldblumen auf dem Boden. Eine Konservendose diente als Blumenvase. Während wir noch immer unsere Umgebung beschauten, kam plötzlich die Schwerkranke mit einem großen Gefäß Wasser auf dem Kopfe, das sie im nächsten Graben geholt hatte, nach Hause. Sobald sie uns erblickte, wollte sie wieder Reißaus nehmen, sie hatte nämlich noch nie eine Schwester gesehen. Nun wandte ihr Sohn Mantaule seine ganze Beredsamkeit an, um sie festzuhalten, was ihm schließlich auch gelang; ja sie wurde ganz vertraulich. Sie schilderte uns all ihre Krankheiten. Für jede einzelne sollten wir ihr ein Mittel geben. Mantaule brachte uns inzwischen einen Teller voll Fleisch mit einem nagelneuen Kochlöffel. Mit diesem nahm er sich selbst ein Stück davon, um uns zu überzeugen, daß das Fleisch nicht vergiftet sei. Wir mußten wohl oder übel etwas davon nehmen, um unsern Gastgeber nicht zu beleidigen. Den Rest erhielten die Kinder, welche uns begleitet hatten. Sie freuten sich riesig, als wir ihnen auch noch unsern Teil heimlich zustopften. Unsere Eglust schwand noch mehr, als uns unser Freund seinen ganzen Vorrat an Fleisch zeigte und dabei unser Auge auf das Geschirr fiel, in welchem es aufbewahrt war. Hätte er gewußt, zu welchem Zwecke wir solche Geschirre gebrauchen, welche er auf einem Schutthaufen in Moshi gefunden hatte, so würde er uns dasselbe sicher nicht gezeigt haben.

Die alles weniger als angenehme Freundschaft sollte noch immer fester werden. Mantaule war fast immer bei uns und immer hatte er ein neues Anliegen. Wir konnten ihn natürlich nicht jedesmal befriedigen, aber eine Bitte konnten wir ihm nicht abschlagen. So oft er kam, deutete er auf seinen nur noch aus Fegen bestehenden Anzug und bat um Ersatz; aber woher nehmen — schließlich fanden wir doch ein europäisches Hemd für ihn. Glücklich und freudestrahlend zog er mit seinem Geschenk ab, und wir waren froh, den lästigen Gast los zu sein; aber diese Rechnung war ohne den Wirt gemacht. Am andern Morgen war bereits unser alter Freund wieder auf der Bildfläche, ganz stolz in seinem neuen Gewand, bunte Feldblumen in seinem schwarzen Kraushaar und einen selbstgemachten Spazierstock in seiner Hand. Das alte Lied begann von neuem. Das weiße Hemd wurde bald der Mutter Erde ähnlich und man konnte auch zählen, wie oft er an den Dornen hängen geblieben war. An Waschen und Flecken dachte ja Mantaule nicht. Er war und blieb der alte Bettler.

Plötzlich änderten sich die Dinge. Mantaule kam nicht mehr. Bereits zwei und ein halbes Jahr waren darüber verfloßen und nur selten noch dachte jemand an den früheren Freund. Doch eines Tages hörten wir draußen das hier gebräuchliche „Hodi“ rufen, und wir staunten nicht wenig, als auf unser „Karivu“ d. h. „Komm näher“ Mantaule vor uns stand; er war es wirklich, wenngleich sein Äußeres sich etwas verändert hatte. Er kam nicht mehr in zerrissenen Kleidern, sondern hatte einen nagelneuen Anzug an und darüber noch ein schneeweißes Tuch. Nach der üblichen Begrüßung brach er in einen Strom von Tränen aus. „Ich will Christ werden,“ begann er, „aber hier in Kombo kann ich nicht bleiben, weil die Leute so böse sind!“ „Was tun Dir denn die Leute?“ fragten wir. „Sie betrügen mich, und will ich etwas verkaufen, dann geben sie mir nicht den geforderten Preis und meinen, ich könnte kein Geld zählen; beständig schimpfen sie mich und nirgends habe ich Ruhe vor ihnen; das sind aber keine Christen. Joseph, Johann, Anton und Michael sind Christen, alle übrigen sind noch Heiden. Ich kann hier nicht bleiben, ich gehe in eine andere Mission.“ So murrte und brummte er weiter, bis er nichts mehr wußte. In dieser Stimmung ging er nun zum hochw. Herrn Bischof, welcher gerade hier weilte, um ihm dasselbe Lied vorzusingen. Er erhielt aber den Rat, hier zu bleiben, was er im Grunde genommen doch gerne tat; denn mit seinem Davonlaufen war es ihm nicht ernst gemeint. Er sah es ja nicht ein, daß er der Urheber seines eigenen Übels war und daß er andern Leuten durch seine Dummheiten viel Verdruß bereitete. Unsere Befürchtung, daß er wieder an unserer Station hängen bliebe, bestätigte sich bald. Jetzt kam er mit seiner Laterne und ver-

langte Petroleum; wir machten es ihm jedoch klar, daß Petroleum im Geschäft und nicht auf der Mission gekauft wird. Bald darauf kam er und wollte Docht haben, dann etwas Tee, den wir ihm kochen sollten, oder Kaffee. Nun brachte er Schuhe zum Flicker; so wußte er immer neue Bedürfnisse vorzulegen. Hatten wir die Wäsche, dann war er schon am frühen Morgen mit seinem Reichtum an Kleidern hier. Er meinte, sein neues Taschentuch müßte zuerst gewaschen werden. Gelang es ihm, seine Sachen unbemerkt in die Lauge zu bringen, oder auf den Rasen oder aufs Dach des Kinderhauses zu legen, so war er zufrieden, dann lag er daneben, sorgsam sein Eigentum bewachend. Kam jemand an ihm vorbei, dann begann er zu schimpfen, daß man ihm alles stehlen wolle; kurzum Mantaule war eine wirkliche Hausplage. Sagte man ihn zu einem Tor hinaus, so kam er zum andern wieder herein. Dabei hatte er große Pläne über sein vermeintliches Christentum, dem er sich angliedern wollte. Heiratspläne zischten durch sein Gehirn, und überall posaunte er es aus, daß er nicht als Heide, sondern als Christ heiraten wolle; die vermeintliche Braut jedoch wollte von ihm nichts wissen.

Wir kämen an kein Ende, alle die Stückchen aufzuzählen, welche Mantaule lieferte. Doch eines müssen wir noch erwähnen, daß er von seinem erworbenen Reichtum bald nichts mehr übrig hatte und, ohne es zu ahnen, sich manches von andern aneignete und dadurch in Gerichtshandel verfiel. Er war jedoch mehr unbewußt ein Dieb, und man durfte ihm so kleine Stehlereien nicht hoch anschlagen. — Plötzlich hörten wir, Mantaule sei tot. Was war geschehen? Nach einem kleinen unbedeutenden Diebstahl brachten ihn seine Nachbarn nicht zum Häuptling vor Gericht, sondern zogen es vor, ihm selbst eine derbe Lektion zu geben, indem sie ihm eine Nacht hindurch gebunden in seiner Hütte liegen ließen; sie dachten ja nicht, daß die Sache ein so schlimmes Ende nähme; denn grausam ist das Volk hier nicht. Todschlag oder Mord ist hier etwas Unerhörtes. Aber es war nun einmal geschehen, wahrscheinlich waren die Fesseln zu fest angelegt. Seine Brüder kamen und bestatteten ihn im Bananensfeld. Der Wadshaga hängt nämlich mit Leib und Seele an seinen Bananen. Mitten im Bananenhain schlägt er seine Hütte auf, und unter dem Schatten der Bananenzweige will er begraben sein.



Je weniger ein Mensch an seine Tugenden denkt und von ihnen weiß, desto lieber haben wir ihn.

Gib eine Arbeit nicht darum auf, weil sich dir plötzlich Hindernisse entgegenstellen.

Ein Haushalt ohne Hausfrau ist eine Laterne ohne Licht.



Eingeborene Kandidatinnen.

1. Der hochw. Herr Bischof A. Fleischer, 2. Schuldirektor Mr. Jowitt, 3. Pater Ahwanger, Missionar von Triashill, 4. Dr. Pattis, Missionsarzt.

## Aus Triashill

**W**ir hatten hohen Besuch. Der hochw. Herr Bischof Adalbero Fleischer R. M. M., der in Triashill elf Jahre als Missionar gewirkt hatte, besuchte Rhodesia. Zur selben Zeit hatten wir einen vierzehntägigen Kurs für Lehrer. Seine Bischöfl. Gnaden, sowie Direktor Mr. Jowitt kamen zusammen im Auto von Salisbury an. Letzterer selbst gab Erziehungslehre, Schulmethode, Demonstrationslektionen mit den Kleinen und gab durch Illustrationen Winke für den Anschauungsunterricht. Inspektor Mr. Seaten hielt ebenfalls mehrere Lektionen in Englisch und Chimanyika. Auch Dr. Pattis, der Mariannahiller Missionsarzt, erschien. Der Direktor Jowitt meinte: „Hier sind die Vertreter mehrerer Stände versammelt, der eine sieht die Wunden, der zweite beschneidet sie und der dritte heilt sie.“

Wir Lehrschwestern kannten unseren neuen Direktor von Mariannahill aus und freuten uns, ihn in Rhodesia begrüßen zu dürfen.

Der Heilige Vater wünscht Zusammenarbeit des Missions-

personals mit der Regierung. Hochw. Herr Bischof Hinsley, der als Abgesandter des Heiligen Vaters in Schulangelegenheiten Afrika bereifte, betonte das zur Zeit wiederholte Male und hob in einer kurzen Konferenz die Wichtigkeit der Schule als Eingangstor der Heiden in die Kirche hervor. Ein gutes Drittel der katholischen Schulen in South-Rhodesia gehören der Mariannhiller Mission an. Die Regierung ist uns freundlich gesinnt und hilfsbereit zu jedem weiteren Fortschritt. — Direktor Mr. Jowitt schreibt in seinem Briefe am Schluß: „Ich bin überzeugt, daß Ihr allen Grund habt, zufrieden und ermutigt zu sein durch die Leistungen des verflossenen Jahres. Hegt das Bewußtsein, daß Ihr durch Eure redlichen Bemühungen die Anerkennung der Regierung gewonnen habt!“

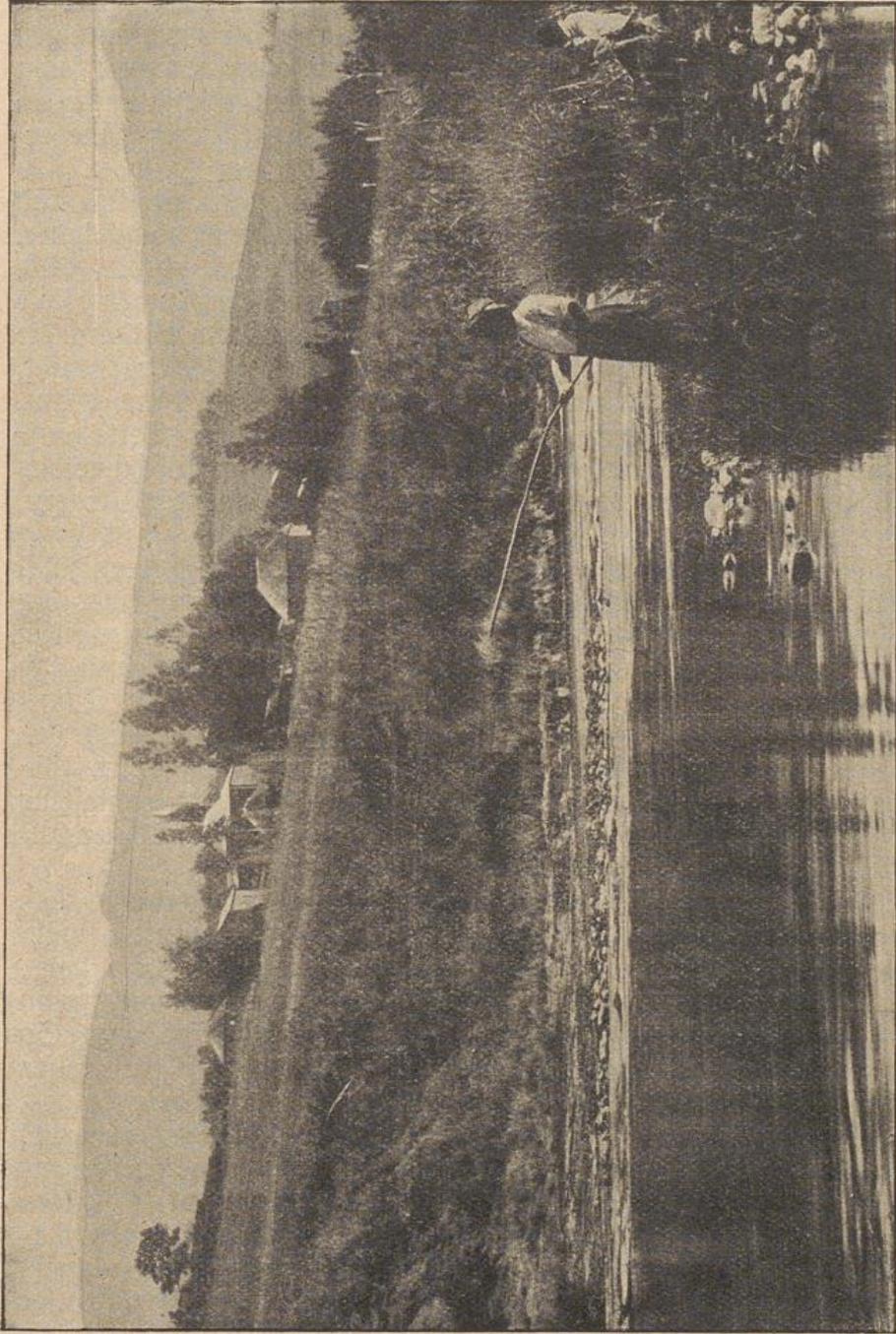
Am meisten freuten wir uns bei der Ankunft des Missionsarztes. Ärztliche Hilfe ist oft bitter not. Dr. Pattis ist ein Südtiroler. Er hatte durch seine Menschenfreundlichkeit bald das Vertrauen der Eingeborenen gewonnen. Selbst Europäer kamen von weit her mit dem Auto und suchten bei ihm Heilung. Einstweilen befindet sich Apotheke, Operationsaal, Sprechzimmer, alles in einem Fremdenzimmer des Schwesternhauses. Das Spital, für welches Wohltäter aus Amerika von Zeit zu Zeit Geld senden, ist im Bau begriffen. Vieles muß der Missionsarzt aus christlicher Nächstenliebe tun. Die Bezahlung läßt zu wünschen übrig. Auf religiösem Gebiete kann ein Missionsarzt durch gutes Beispiel außergewöhnlich viel wirken. Viele werden auch vor der Versuchung bewahrt, zu den heidnischen Doktoren zu gehen. Bis zur Ankunft unseres Missionsarztes vermißten wir sehr diesen neuen Zweig echter katholischer Missionsarbeit. Das erste Gerücht, das sich wie ein Lauffeuer verbreitete, war: „Der ‚chiremba‘ (Doktor) ist ein guter Christ und empfängt oft die heilige Kommunion.“ Gegenwärtig übernimmt Dr. Pattis die Pflege im Aussäzigenheim in Mtoko.

Schw. M. Daria.

K

### Etwas aus dem Seminar in Mariannhill

**M**eine Tätigkeit erstreckt sich auf die dritte Klasse, das ist der erste Jahrgang des Seminars; diese Klasse wird von 29 Knaben im Alter von 16 bis 23 Jahren besucht. Gewiß drängt sich Ihnen die Frage auf: Sind sie alle katholisch? O könnte ich antworten „Ja“, doch Sie möchten die Wahrheit hören. Nur sechs derselben haben das Glück, unserer heiligen Kirche anzugehören. Sie nennen sich zwar alle Christen, doch wissen sie sehr wenig von dem Glauben der verschiedenen Sekten, zu denen sie sich bekennen. Während sie hier die Schule besuchen,



Stilleben. Eine südafrikanische Missionsstation.

müssen sie regelmäßig dem Gottesdienste und dem Religionsunterrichte beiwohnen. Schon mancher hat auf diese Weise die Schönheit unserer heiligen Religion kennen und lieben gelernt und trat als guter Katholik seine Lehrtätigkeit an oder fand das Licht des Glaubens später infolge der Erinnerungen an die Schulzeit. So sind bis jetzt schon vier von den sechs Andersgläubigen, die in 1925 aus der ersten Klasse entlassen wurden, zur katholischen Kirche übergetreten. Gewiß eine erfreuliche Tatsache!

Ob schon einige meiner Schüler über 20 Jahre alt sind und mich an Leibesgröße weit übertreffen, sind sie doch noch Kinder. Einem der Knaben, namens Stanislaus, schenkte ich ein Bild, es stellte seinen heiligen Patron, Stanislaus Kostka, dar, wie er auf dem Sterbebette aus der Hand der heiligen Barbara die heilige Kommunion empfängt. Der Junge wußte gar nicht, wie er seinen Dank ausdrücken sollte, und fügte dann hinzu, daß er es einrahmen und dann über seinem Bette aufhängen wolle. Natürlich mußten auch alle seine Mitschüler das Bild bewundern; er wußte ihnen die Personen und die Szene, die es darstellte, ganz genau zu erklären.

Einige andere Züge meiner Schüler fielen mir manchmal auf. Nach dem halbjährlichen Examen entschloß sich einer der Knaben, Theophilus mit Namen, das Studium aufzugeben und ein Handwerk zu erlernen; er hatte nämlich eingesehen, daß er nicht die nötigen Fähigkeiten als Lehrer habe. Vor Schluß sagte ich der ganzen Klasse, daß Theophilus nach den Ferien nicht zurückkommen würde. Das gab aber eine Bestürzung. Um sie zu beruhigen, mußte ich ihnen wenigstens versprechen, daß ich ihn wieder annehmen wolle, falls er zurückkehren sollte.

Einen andern Schüler machte ich darauf aufmerksam, daß er so oft mit einer zerrissenen Jacke zur Schule komme, während er doch immer so fein sei, wenn er zu unterrichten habe. „Ja, Schwester,“ sagte er, „ich habe nur die eine Jacke; wenn ich unterrichten muß, leiht mir ein Mitschüler die seine. So helfen sie sich untereinander; hat einer etwas zu naschen, müssen alle etwas mitbekommen.“

Eine Eigenschaft ist diesem kriegerischen Völkchen noch tief eingewurzelt; die Liebe zum Fechten. Als ich eines Morgens das Klassenzimmer betrat, waren zwei Schüler im harten Kampf; eine Anzahl Knaben standen herum und sahen vergnügt dem Schauspiele zu. Das Gefecht war schon so heiß, daß man die beiden Streiter nur mit Anwendung aller Kräfte trennen konnte.

Nun möchten die Leser gewiß noch gern wissen, ob sich diese tapfern Kämpfer mit gleichem Eifer auf wissenschaftlichem Gebiete betätigen. Im großen und ganzen sind sie recht lern-

begierig und viele von ihnen sind gut begabt; doch nur wenige arbeiten mit Anstrengung und Ausdauer. Ich habe einen Schüler in meiner Klasse, der mir in dieser Hinsicht viele Freude machte, und, da er erst mein Sorgenkind war, möchte ich gern etwas von ihm erzählen. Sein Name ist Robert. Anfangs hielt ich ihn für beschränkt. Wenn er aufgerufen wurde, erhielt ich gewöhnlich eine Antwort, die mit der ganzen Sache nichts zu tun hatte, jedenfalls wußte ich schon vorher, daß ich keine richtige Antwort erhalten würde. Dazu hatte er einen so finstern Gesichtsausdruck. Seine schriftlichen Sachen waren so schlecht, daß man versucht war, die ganze Arbeit durchzustreichen. Ich sprach mit einer älteren Mitschwester, die eine höhere Klasse unterrichtet, über die Sache. Sie riet mir an, recht lieb und freundlich gegen den Jungen zu sein und recht viel Geduld zu haben. Robert schien nämlich aus Furcht ganz eingeschüchtert zu sein. Ich fing an, ihm Nachhilfe im Englischen zu geben. Da sagte er mir eines Tages, daß er nicht gut sehe. So erhielt er einen Platz in der vordersten Bank, gerade neben einem Jungen, der im Vergleiche zu Robert ein richtiger Sonnenschein ist. Bis jetzt hatte Robert allein gestanden. Nun sah ich ihn manchmal mit seinem Nachbar zusammen arbeiten und lachen. Er fing an, sich zu Hause zu fühlen. Es schien, daß das vom Wind und Wetter entwurzelte Pflänzchen neue Wurzeln gefaßt hatte und so erst konnte es Nahrung aus den Unterrichten ziehen. Robert machte großartigen Fortschritt und bestand sein halbjährliches Examen mit „gut“.

Vielleicht denkt die eine oder andere Leserin, es müsse doch recht schwer sein, so fern von der Heimat unter den Schwarzen zu leben. O wer so denkt, weiß nichts von dem innern Glück, das ein Leben des Opfers und der Entfagung im Dienste des armen Heilandes mit sich bringt.

Sobald es uns möglich ist, werden wir noch einige höhere Klassen für Eingeborene beginnen, denn wenn wir unseren katholischen Schülern nicht die Ausbildung geben können, die sie wünschen, so werden sie dieselbe mit Gefahr für ihren Glauben in andersgläubigen Schulen suchen. Doch vorläufig fehlt es uns an geeigneten Lehrkräften. Diesen Gedanken möchte ich mit einem Verschen, das ich früher daheim in einem Missionsheft gelesen habe, zum Abschluß bringen:

O möcht an viele Jesu Ruf ergehn  
Und niemand diesem Rufe widerstehn.

Schw. Edista.



## Erinnerungen aus der alten Häuptlingszeit

Von einer Missionschwester

**N**ach langer Zeit bin ich wieder mal durch den Urwald gewandert. Vor mehr als 20 Jahren als junge Missionschwester war es das erste Mal, und heute wie damals mit dem gleichen Gefühl der Ehrfurcht und einem geheimen Schauer vor dem Großen und Gewaltigen, vor der Ruhe und dem Unvergänglichen, das uns in einem solchen Naturtempel entgegenatmet. Unvergänglich — nein, das ist er nicht; wohl mögen die uralten Baumriesen schon Jahrhunderte überlebt haben, aber liegt nicht mancher Riese modern am Boden? Nichts stört die geheimnisvolle Ruhe des Waldes, als das Knacken dürrer Äste, die leise zur Erde fallen; ihre Zeit ist vorüber und um das Modernende und Abgestorbene wachsen lustig Lianen und andere Schlingpflanzen empor der Sonne entgegen. Ein tägliches Vergehen und Werden. Und doch stört das beständige Arbeiten der Natur nicht die feierliche Ruhe des Waldes; es ändert nichts an seinem Aussehen. Hat denn der Wald geschlafen, während du kleines Menschenherz in Freud und Leid unruhig durchs Leben wandertest? Leise Stimmen raunen „nein“, wir haben unseren Schöpfer verherrlicht, der uns ins Dasein rief und gehen in unser Nichts zurück, wann es ihm gefällt. Ringsumher fällt ein dürres Blättlein ums andere lautlos zur Erde; ein jedes ruft mir leise zu: „Unsere Zeit ist vorüber, ein paar Tage noch und keine Spur ist mehr von uns zu sehen.“

Da öffnet sich gar weit das Herz. „Menschenkind“, auch deine Spur wird bald vorüber sein auf dieser Erde, aber auch nur auf dieser Erde, um dann eine neue, unvergängliche zu beginnen, die nie mehr schwindet; dann kommt die ewige Ruhe, wonach die Urwaldsruhe das Sehnen geweckt hat; dann wird die Seele ewig sagen können: „Herr, ich steh' in deinem Frieden, so wie jetzt diese Waldriesen im Urwaldfrieden stehen.“

Kein Wunder, daß die Kinder der Wildnis auch das Geheimnisvolle des Waldes fühlen. Hier hört man kein lautes Reden oder Lachen; denn nach ihrer Meinung ist der Wald von Geistern ihrer Vorfahren bewohnt. Am Rande des Waldes brachte man ihnen früher Opfer. Die Alten glauben noch daran, die jungen Leute sind aufgeklärter und gehen Wege, worüber die ergrauten Häupter nicht mehr klug werden. Europäische Ansichten sind in ihre Wildnis gedrungen und haben sich viel schneller Bahn gebrochen, als sie es vor einem halben Jahrhundert ahnten.

An der östlichen Seite des Kilimandjaro, wo der Urwald der Art noch nicht zur Beute fiel, rauscht ein wilder Bergbach über Felsengestein in die Steppe hinunter. Einmal saß ich an seinem

Ufer und betrachtete erstaunt die jahrhundertlange Arbeit dieses wilden Gesellen. Daß der reizende Wasserfall tiefe Furchen ins harte Gestein gräbt, ist verständlich; aber sieh, auch der leise Rückschlag der Wellen am Ufer hat ganze Höhlen ausgespült in dem Felsenbett. Während ich noch darüber staunte, kam von der andern Seite ein graues, altes Männchen, ein lieber Bekannter, noch ein Heide, aber kein Wilder; er hatte eine gute Portion Kindersinn mit ins Alter hinübergerettet; darum war er mein Freund. Er kam auch immer treulich zur Kirche und versicherte mir immer: „Er werde Christ werden, aber zu seiner Zeit.“ Lange wußte ich nicht, was er damit meine, bis er mir einmal sagte: „Sieh, ich möchte gerne getauft werden und in den Himmel kommen; aber ich habe zwei Frauen, die sind mit mir alt geworden, wenn ich nun eine fortschicke, mache ich sie arm und unglücklich, und das ist nicht recht. Du wirst sehen, Schwester, wir werden alle den lieben Gott finden.“ So lebte der gute Alte ruhig in seinem Bananenhaine weiter; seine drei Kinder waren längst verheiratet. Als er mir im Walde begegnete, war er gerade auf dem Wege zu seiner Tochter. Ich lud ihn ein, bei mir ein wenig zu rasten; denn niemand konnte besser aus alten Tagen erzählen, als mein guter Freund. Er mochte in den siebziger Jahren stehen. In seinen besten Mannesjahren hatte er den großen Wechsel miterlebt, wo das alte Herrscherreich ihrer eignen Despoten der Macht der Weißen weichen mußte. Nie hörte ich aus seinem Munde sein eignes Urteil, welche Regierung ihm nun besser vorkomme, die der Europäer oder ihrer früheren grausamen Häuptlinge. Sie hatten sich eben früher gedankenlos in das Unvermeidliche gefügt, es war ihnen wie selbstverständlich, daß dem Häuptling jede Macht und Gewalt zustände; durch lange Tradition war er zu diesen Rechten geboren und sie selbst als dessen Sklaven, über die er verfügen konnte, wie er wollte, zum Leben oder Tod oder zu armseliger Sklaverei.

Auch heute erzählte mir mein alter Freund „Sanyio“ aus seiner Vergangenheit mit einer solchen Ruhe und Gleichgültigkeit, als lese er in einem Geschichtenbuche. „Mama,“ hub er an, „ich weiß, Du hörst gern die Geschichte der alten Wadshaga; siehe, was ist jetzt alles so ganz anders geworden; da wo Du gehst durch die großen Pflanzungen, war früher alles dichter Urwald, wir wußten nichts von euch Weißen, unsere Stämme kannten nichts, als ihren Häuptling, und einer lag beständig mit dem andern in Krieg und Fehde; deshalb haßten wir fremde Stämme und waren tapfere Krieger.“

Ich war eingestellt als Hornbläser beim Häuptlinge „Sina“, dem grausamsten aller Häuptlinge am Kilimandjaro. Meine Aufgabe war es, bei Tag oder Nacht die Männer zusammen

zu rufen, so wie es dem Herrscher beliebte. Auf dem Horn einer Antilope blasend, mußte ich durch die Bananenhaine, durch Schluchten und Wälder ziehen. Alle erwachsenen Männer kannten mein Horn, und sofort eilte ein jeder, mit Schild und Lanze bewaffnet, zum Häuptlingshose, zum „shauri“, d. h. zur Ratsitzung. Da wurde überlegt, wie und wann man einen Nachbarstamm überfallen könne. Oft auch wurden sie nur zum Bier und Tanz gerufen, aber nicht so, wie du es jetzt noch manchmal siehst bei unsern Wadshaga; nein, „Mama“, du hättest das nicht sehen können. „Sina“ liebte ein grausames Spiel, so, wie die Kaze mit einer Maus spielt und sie dann frißt. Manchen Krieger sah ich tanzen, und er sah die Morgensonne nimmer, eine Lanze hatte ihn durchbohrt. Wir alle mußten blindlings seinen Befehlen gehorchen, und doch fanden viele Ungnade in den Augen unseres Häuptlings. Sah oder hörte „Sina“, daß einer seiner Untertanen im Glücke lachte, weil er seine Kinder um sich her sich mehren oder gedeihen sah, ein schönes Weib hatte oder seine Herden sich vergrößerten, der hatte ausgelacht. Dann rief „Sina“ bei Sonnenaufgang vier seiner Krieger zurück, die nur den einfachen Befehl erhielten: „Bringt mir diesen oder jenen.“ Diese verstanden nur zu gut den Sinn dieses Befehles und eilten, ihn auszuführen. Wenn solch ein Unglücklicher ahnungslos aus seiner Hütte trat und den Ruf des Häuptlings vernahm, dann wußte er, daß sein Weg ihn nimmer heimführe; stumm und klagelos folgte er den vier Kriegern, die ihn in die Mitte nahmen, zwei vor, zwei hinter ihm, so führten sie ihr Opfer am Flusse vorbei. Etwas tiefer unten bildet das Flußbett eine tiefe Schlucht. Dort angekommen, ergriffen die vier Krieger ihr Opfer, schlugen ihm mit scharfen Buschmessern den Kopf ab. Der Körper wurde in den Fluß gestoßen, den Kopf trugen sie zum Häuptling, legten ihn vor seine Füße mit den Worten: „Hier ist der, den du gerufen.“

Der Alte wiegte seinen grauen Kopf, zeigte auf den rauschenden Wildbach und die großen Waldriesen mit den Worten: „Ja, wenn die reden könnten, die wüßten vieles, sie haben viel Blut und Jammer gesehen. Hier hat „Sina“ einmal seinem Todfeinde einen Hinterhalt gelegt. Nach wochenlangem Kämpfen heuchelte er, er sei des Kampfes müde und wolle Frieden machen. Im ganzen Lande wurde Bier gebraut und Ochsen bereitgestellt zum Friedensfeste. Große Biertöpfe wurden zum Feinde geschickt und diese alle eingeladen, zur Versöhnung beim Sina zu erscheinen; alle diese Vorbereitungen seien zu ihrer Ehre veranstaltet. „Mama“, die Leute waren trunken vom Biergeruch, der durch die Lüfte ging, und das Brüllen der Schlachtochsen zog sie an. Jubelnd und singend kamen sie herangezogen, ahnungslos und ohne Waffen. Sina

hätte es so befohlen, weder Hüben noch drüben sollten Waffen getragen werden an diesem Tage. Aber, o Lüge, an diesem Fluße ging nun ein Morden an, wie ich keines vorher, noch nachher wieder sah. Auch nicht ein einziger der fremden Krieger entkam. Als diese den Fluß passierten, drangen vor ihnen aus seinem Hinterhalte „Sinas“ Krieger hervor, und als diese zur wilden Flucht rückwärts drängten, fielen sie einem zweiten Regiment in die Hände; das war ein Morden und Ringen vom Aufgang der Sonne an, bis sie über Mittag stand. Weißt Du, Mama, wir können nicht rechnen, wie ihr Weiße rechnet, wir zählen das Kommen und Gehen des Mondes, wie er wächst und abnimmt, und darum weiß ich noch, daß es lange dauerte, bis der Fluß dort unten wieder klare Wasser hatte und alle Spuren von Sinas grausigen Taten hinwegschwemmte.

Als das Werk vollständig getan war, da ging ein Trinken und Feiern an im ganzen Lande, viele Tage lang.“

Dann schwieg mein Erzähler, in Gedanken versunken, als ob die Bilder der Vergangenheit wieder vor seinem Geiste lebendig würden. Ich wunderte mich nur, wie er alles so gleichmütig erzählte, wie er Sinas Handlungsweise weder lobte noch verabscheute, und als ich ihm das zu verstehen gab, meinte er, das war nun einmal so, wir wußten nicht anders. Damals, als zwei meiner Kinder in die Sklaverei verkauft wurden, hat mir das Herz viel weher getan, und doch durften wir nicht weinen, sondern mußten unserem Häuptling noch danken, daß es ihm gefallen habe, seine Augen auf unsere Kinder zu werfen.

Das war ein weher Punkt im Leben des alten Sanyio und seiner beiden Frauen. Darum wollte er die zweite nicht fortschicken; sie war die Mutter dieser beiden Kinder, von denen sie nie mehr etwas hörten. Waren sie dem Steppenmarsche erlegen, oder auf irgendeinem Sklavenmarkt verhandelt worden, sie wußten es nicht. Darüber sprach Sanyio nie. Ich hatte es von einem alten Mütterchen einmal erfahren, drum half ich ihm schnell über die trüben Erinnerungen hinweg und sagte ihm, daß er nun auch bald in ein besseres Land gehe, als diese Erde für ihn sei. Sina erlebte noch die erste Ankunft der Missionare und die Besetzung seines Gebietes unter europäischer Regierung. Er hörte noch von der christlichen Lehre unserer heiligen Religion, und als ich den Alten fragte, ob er denn davon nichts habe wissen wollen, und wie er gestorben sei, hielt er sich den Mund zu und sagte nur ein langgedehntes „Ach“, gestorben ist er in einem unterirdischen Loche ganz allein wie ein Tier, das sich verkriecht. In seinen letzten Lebenstagen war er von Furcht und Angst gepeinigt, verbarg sich in solchen unterirdischen Gängen, so daß niemand wußte, wo er steckte.

Sein Nachfolger war weniger grausam, doch dauerte es

lange, bis die Macht der alten Häuptlinge am Kilimandjaro vollständig von der Regierung gebrochen war; im stillen unterdrückten sie ihr Volk, wie es ihre Väter taten.

Mein alter Freund war traurig geworden bei der Erinnerung seiner verschollenen Kinder; er seufzte tief: „Ich sah sie fortziehen, unsere schönsten Kinder des Landes, Jünglinge, schlank und stark wie diese jungen Waldbäume, Mädchen und junge Mütter, ihre Säuglinge auf dem Rücken tragend oder ihren alten Müttern überlassend; denn ‚Mama‘, ich habe gehört, solch ein kleines Kind kam nie bis zur Küste. Sonne und Steppenfieber töteten oft Mutter und Kind. Wenn sie dann nicht mehr weiter konnten, wurden sie aus der langen Kette, mit der einer hinter dem andern in einer Reihe gefesselt waren, ausgelöst und ein Keulenschlag des führenden Arabers machte ihrem Leben ein Ende, oder sie fielen lebendig den wilden Tieren zum Fraße. Nun findest du keine Gebeine solcher armen Menschen mehr, aber früher hättest du den Weg zur Küste finden können, denn rechts und links des Weges entlang lagen solche Gebeine. Ich wollte, die Gebeine meiner Kinder wären auch dort liegen geblieben, ihr Los wäre sicher besser gewesen als lange Sklaverei bei den Arabern.“

Mir fielen dabei die finstern Araberhäuser Zansibars ein, wo ich die traurigen Kellergewölbe mit großen Eisenringen gesehen hatte, an denen neugebrachte Sklaven angekettet wurden, bis sie auf dem Markte verhandelt und auf eigenen Schiffen bis Algier und noch weiter wie eine tote Ware verkauft und verschickt wurden. Arme Menschen! Gott sei Dank, daß diese Zeiten dank der christlichen Lehre vorüber sind. Ich munterte nun auch meinen alten „Sanyio“ auf, er solle nicht mehr traurig sein, er kenne jetzt den lieben Gott und wisse, daß er für uns alle Sorge und besonders sich der Armen und Betrübten erbarme, er wird sich auch deiner Kinder und der armen Sklaven erbarmt haben. Er nickte bedächtig mit dem Kopfe: „Ja, seitdem ich euren Glauben kenne, ist der Schmerz nicht mehr so groß da drinnen;“ dabei klopfte er auf seine Brust, „Gott ist groß, er findet den Mächtigen und den Armen.“

Nun wurde es Zeit zum Weitergehen. Der Alte mußte jenseits des Flusses weiter und ich ging still meines Weges diesseits. Die Erzählung des alten Sanyio hatte meine stille Urwaldsbetrachtung gestört. Also bis in diesen stillen Waldfrieden waren die Menschen gekommen mit ihren Kriegen und Leidenschaften. So war es zu allen Zeiten und wird es wohl bleiben, solange Menschen diese Erde bewohnen. Wie tröstlich glänzt da von weitem das Dach des Missionsglöckleins aus dem Blättergrün der Bäume hervor. Dort wohnt einer, der die Menschenherzen kennt und sich in Liebe aller erbarmt, auch dieses armen Negervolkes hat er sich erbarmt. Schon lange wohnt

er unter ihnen, um auch sie an sein Herz zu ziehen und ewig glücklich zu machen. Er wird auch in Zukunft bei ihnen bleiben, solange ein Priester bei ihnen weilt.

Ach, an wie vielen Orten würde der Heiland sich gerne niederlassen, wären nur mehr Priester, die seinen Tabernakel bewachten, mehr Brüder, die ihm Kirchlein bauten, und Missionschwwestern, die dem Missionar zur Seite stehen und helfen Seelen zum Heiland zu führen. Im Missionsfelde ist noch sehr viel Brachland, das der Arbeiter wartet und liebender, edler Mithilfe unserer Freunde in der Heimat, der Gebete und Opfer. Ja, manches Missionskirchlein ist ärmer als der Stall zu Bethlehem. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. —



## Fatime, die indische Prinzessin

Von Schw. Engelberta

(Fortsetzung statt Schluß.)

**A**lles Licht, Licht, alles ist Glanz und Leben dachte die kranke Schwester und doch — sind nicht die meisten dieser hastenden und nach Genuß, Geld, Glanz und Gewinn haschenden Menschenkinder arme, arme Seelen, die den lieben Gott nicht kennen und wann werden sie Zeit finden, ihn zu suchen?! — Eine sanfte, melodische Stimme weckte die Missionschwester aus ihren ernstesten Gedanken, sie sah sich um und erblickte ihren Liebling Fatime, die indische Prinzessin, welche sich jetzt vor ihr auf den Fußschemel setzte und die schmale, weiße Hand der kranken Schwester an ihre roten Lippen drückte.

„Sister Caritas, o, du meine Liebe“, flüsterte sie so unbeschreiblich weich, ich weiß, was du soeben dachtest. Ich habe dich lange von unserer Terrasse aus betrachtet, wie eine weiße Himmelstaube sitzt du hier, und ich glaube bestimmt, du hast jetzt gebetet: „Gib mir Taubenflügel, o Herr, zu dir geht all mein Sehnen!“ — „Aber, du Freundin Gottes, du Kind der holden Jungfrau von Nazareth, du darfst noch nicht fortfliegen als schöne Himmelstaube, nein, nein, wir beten alle für dich, Sister Caritas.“ „Siehe,“ fuhr sie fort, „die Persermädchen sind in ihre Feuertempel, sie sagten, sie wollen das heilige Feuer, in welchem Gott, ihr Gott wohnt, mit Wärme, Macht und unbesiegbarer Kraft bitten, von Herzen bitten, daß du bald wieder gesund wirst. — Auch die Araber-Mädchen haben ihrem Gott, wie sie mir sagten, reiche Opfergaben gebracht für Dich.“ Lächelnd hört die Schwester das sanfte, leise Geplauder des Indiermädchens an, dann entfernte sie etwas den feinen Gaceschleier von ihrem hellen, bronzefarbenen, zarten Gesicht und

strich ihr seidenes, schwärzwelliges Haar. „Was aber hast Du für mich gebetet, Fatime“, fragte sie freundlich. „Ja, o ich,“ antwortete das Indiermädchen, „ich habe zum wahren Gott, zu Deinem Gott für Dich gebetet, Sister Caritas, und zur Königs-tochter aus dem Hause Davids, zu Maryamm, weißt Du denn nicht, daß ich im Herzen längst eine Christin bin, weißt Du nicht, daß meine Mutter Maryamm hieß und eine getaufte Christin war? O, noch viel mehr drängt es mich, Dir heute zu sagen, Sister, mein Herz und Geist ist übervoll. Wie der Honig aus dem vollen Bienenstock drängen sich meine Worte von meinen schwachen Lippen, und Gedanken und heilige Wünsche schlagen an mein bedrängtes Herz, wie da unten die brausenden Wellen und Wogen an das mit dem Meere kämpfende Schifflein. Sister Caritas, erlaube mir zu reden von ihr, meiner teuren Mutter Maryamm.“ „Sprich, mein Kind, Du armes, reiches Kind, das keinen Willen haben darf in dem, was seine Seele betrifft, in den Augen seines Vaters. Ich habe es längst geahnt, Dein heiliges Verlangen“, sagte die Schwester. „Sage mir alles, was Dein Herz erleichtern könnte, sprich zu mir, wie Du einst zu Deiner Mutter gesprochen.“

„Allah segne Dich, Sister“, sagte Fatime, „aber“, fuhr sie fort, „ich nenne ihn Allah, denke dabei jedoch an einen anderen Namen, den süßen Namen ‚Jesus‘, den ich nicht laut nennen darf. Sister, sieh hier dieses Medaillon, es ist das Bild meiner armen, reichen Mama“, dabei zog Fatime eine goldgefaßte Medaille unter dem weißen Seidenhemd hervor und machte sie von der dreifach um den Hals gewundenen Perlenkette los. Es stellte die reichgeschmückte Haremsdame eines Sultans vor. In den großen, schwarzen Augen dieses schönen Frauenkopfes lag ein wehmütiger Ausdruck. Lange betrachtete Schwester Caritas dieses Bild. Schwester Oberin trat inzwischen herein, der kranken Schwester liebevoll eine Erfrischung reichend. Auch sie blickte erst und zugleich traurig auf das Bild. „Wußten Sie noch nicht, gute Schwester, daß die Sultantin insgeheim eine Christin war? Die Arme, sie ist aber Gott sei Dank glücklich gestorben, ihre Seele, die so viel, so viel gelitten, ruht im Herrn.“ — „Fahre fort, Fatime, meine Tochter“, sagte die Oberin freundlich, zur Erzählerin gewendet. „Schenke mir Deine Ohren“, erwiderte Fatime, „und höre die Leidensgeschichte meiner Mutter und Großmutter, denn auch diese war ein unglückliches, geraubtes Sklavenkind.“

Meine Großmutter hieß Kleopatra, der Name sagt Dir schon, daß sie ein Griechenkind war, hell, mit Augen so sanft wie ein Reh, und seidenweichen Haaren. Woher sie kam, wer ihre Eltern waren, wußte sie selber nicht, sie erzählte meiner Mutter nur, daß sie sich noch erinnere an ein schönes, weißes Haus, an liebe Eltern und an das große blaue Meer, an dessen Strande

sie als kleines Kind so gerne gespielt hatte, und wie eines Tages, als sie Muscheln sammelte, ein Schiff vorbeifuhr und ein dunkler Araber sie schnell in die Arme nahm und sie in den dunklen Schiffsraum steckte, wo noch viele andere Kinder, viel größere, als sie war, Knaben und Mädchen, aber meist ganz schwarze Neger waren, welche schrien und jammerten so lange, bis sie endlich durch Peitschenhiebe verstummten. Nur dunkel erinnerte sich noch meine arme Großmutter, daß sie nach mehreren Tagen auf eine Insel kamen. Dort wurden sie alle zum Verkauf ausgestellt, und ein reicher Araber kaufte sie. Kleopatra mußte vorerst auf sein kleines Kind acht geben und hatte es anfangs gerade nicht so übel, weil sie so helle Hautfarbe hatte und recht schön war. Deshalb wollte sie ihr Herr später, wenn sie groß geworden, um teures Geld wieder verkaufen. Wie viele Jahre vergingen, wußte Kleopatra nicht, aber eines Tages mußte sie sich schön waschen, mit Olivenöl salben, ihre langen Haare flechten, und ihr Gebieter gab ihr schöne Tücher, sich einzuhüllen. Dann brachte er seine junge Sklavin auf den Markt. Lange war sie ausgestellt, angeschaut, und wie ein armes Stück Vieh dem Meistbietenden verhandelt. Dann kam wieder ein Araber, ein noch junger, waffenstrogender Mann und kaufte sie, indem er sie mit teuflischem Lächeln betrachtete. Als er sie in sein Heim gebracht, sagte er zu ihr: „Kleopatra, das ist ein schöner griechischer Name, du sollst es gut bei mir haben, wenn du mir alle meine Wünsche erfüllst, und er lachte, daß es ihn schüttelte. Aber es waren böse, lasterhafte Sachen, die er von seiner jungen Sklavin verlangte, und Kleopatra, meine gute Großmutter, in deren Adern schon christliches Blut geflossen, verachtete ihren Herrn und ließ sich eher zu Tode peitschen, als sich ihm zu ergeben. Eines Abends, als er sehr betrunken in seinem Zelte lag, ergriff sie die Flucht und eilte die ganze Nacht durch Wald und Flüsse, weder der wilden Tiere auf dem Lande, noch der tückischen Krokodile im Flusse achtend, fort und fort, bis sie ermattet mit blutenden Füßen niedersank und einschlief. Als Kleopatra erwachte, sah sie mehrere schwarze Männer aus dem Suaheli-Stamme, vor welchen sie zuerst erschrak. Da sie aber mitleidig auf sie blickten und ihr zu essen und zu trinken gaben, fürchtete sie sich nicht mehr. Ein großer junger Mann, die anderen titulierten ihn als König, fragte sie, ob sie mit ihm gehen wolle, er bringe sie zu seiner Mutter und werde sie vor den Arabern schützen.

Schluß folgt.

z

### **Auflösung des Rätsels aus der vorigen Nummer**

Dunst, Mütter, Sion, Zeit, Sein: Unterstützt die Missionen.

## Ein jugendlicher Förderer

Mit Freude räumen wir ein Ehrenplätzchen ein dem jugendlichen Förderer der Caritasblüten Georg Strobawe aus Oppeln. Sein liebes an uns gerichtetes Briefchen, über das wir uns sehr freuten, lassen wir hier wörtlich folgen:

Liebe ehrw. Schwester!

Herzlichen Dank für das schöne Bild zu meiner ersten heiligen Kommunion. Da ich noch zu jung und klein bin, wie Sie auf dem Bilde sehen, um für die Mission mehr arbeiten zu können, so helfe ich wenigstens bei dem Austragen der Caritasblüten. Wenn diese ankommen, so nehme ich gleich einen Teil und gehe treppauf, treppab, bis sie alle sind. An den folgenden Tagen trage ich die übrigen aus. Auch das Geld ziehe ich dafür ein und freue mich immer, wenn ich mit Mutter abrechne. Sechs Bezieher wohnen in einer Vorstadt, zwei Kilometer weit, aber dort gehe ich auch hin. Das Austragen macht mir viel Freude, weil ich dabei denke, daß ich etwas für die Heidenkinder arbeite.



Indem ich mich Ihrem Gebete empfehle, verbleibe ich Ihr dankbarer  
Georg Strobawe.

Wir schließen einen herzlichen Dankesgruß an all unsere anderen jungen Missionsfreunde an. Wer von euch wird wohl das nächste Mal das Ehrenplätzchen einnehmen?

## Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Melperts Mk. 63,— Irene, Theresia, Antonius; Sevelen Mk. 25.— Johanna; Solingen Mk. 21,— Margareta Maria; Heiligenstadt Mk. 21,— Katharina.

Für die Mission: Melperts Mk. 1,—, Nideggen Mk. 6,85, Merzhausen Mk. 4,50.

Für Missionszwecke: Dortmund Mk. 2,50.

Für die Missionschule: Lünen-Horstmar Mk. 2.—.

Allen unseren lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott! Es segne und schütze alle unsere lieben Wohltäter das kostbare Blut unsers Herrn Jesu Christi. Mit diesem Segenswunsch schließen dreimal täglich unsere Gebete für dieselben.